

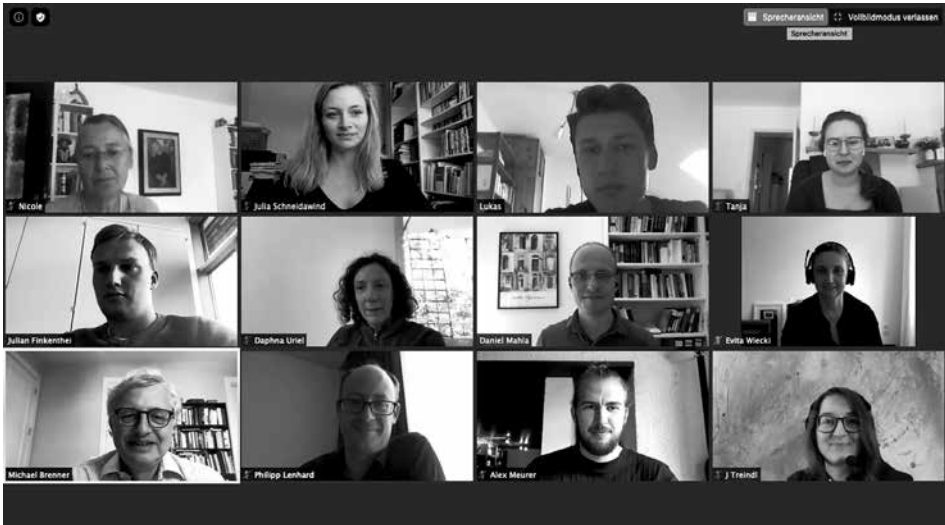
Erfahrungen aus dem digitalen Semester

Reflexionen von Lehrenden und Studierenden der jüdischen Geschichte

In einem nicht ganz so originellen und etwas stereotypen Witz sagt Gott drei Schiffsbrüchigen, die weit vor der Küste ins Meer geworfen wurden, die Erfüllung eines letzten Wunsches zu. Der Italiener wünscht sich ein letztes Pastagericht, natürlich *al dente*; der Franzose möchte noch einmal eine Frau lieben, mit voller Leidenschaft; der Jude fleht inbrünstig: Lieber Gott, bitte bringe mir Schwimmen wie ein Weltmeister bei, ich möchte zur Küste schwimmen und überleben. Ganz so dramatisch ging es in unserem letzten Semester zwar nicht zu. Aber dennoch hatten viele das Gefühl unterzugehen in einem Meer der Ungewissheit, in einer Welt, die sie nicht mehr als die ihre erkannten.

Doch so schnell gab niemand von uns auf. Vielmehr mussten wir alle schleunigst lernen, in diesem neuen Meer der online-Lehre zu schwimmen. Und nicht genug damit: Angesichts der besonderen Situation unserer Studierenden, die oftmals mit technischen Problemen zu kämpfen hatten, die sich in einer Wohnung neben kleineren Geschwistern oder WG-Mitbewohnern eine ruhige Ecke suchen mussten und die ihre KommilitonInnen nur über den Bildschirm kennenlernen, galt die Devise, sich besonders anzustrengen. Wir Lehrenden standen vor der Herausforderung, nicht nur das Beste aus einer misslichen Situation zu machen, sondern nach Wegen zu suchen, den Studierenden anzubieten, was im normalen Lehrbetrieb eben nicht möglich war.

In meiner Vorlesung zur Geschichte der Juden in der Frühen Neuzeit habe ich beispielsweise neben den Vorlesungen auch Gespräche mit Kolleginnen und Kollegen aus Berlin, Berkeley und Beer Sheva, die ich sonst nicht in den Vorlesungssaal gebracht hätte, aufgenommen. Damit erhielten die etwa 80 TeilnehmerInnen die Möglichkeit, dass die führenden Experten aus der ganzen Welt zu ihnen sprachen. Um der Anonymität einer ins Netz gestellten asynchronen Vorlesung zu entkommen, habe ich zudem eine Besprechung der Vorlesung im intimen Rahmen (falls es dieses Konzept im Internet gibt) angeboten. Für mich persönlich war dies keine lästige Extrastunde,



1 Lehrstuhltreffen via Zoom

sondern ein sehr anregendes Gespräch mit denjenigen Studierenden, die besonderes Interesse zeigten. In meiner Übung wollten wir eigentlich Münchner Archive und Bibliotheken besuchen. Nun kamen die Archivare und Bibliothekare zu uns „ins Netz“. Sie brachten digitale Versionen von Dokumenten mit und teilten sie mit uns auf dem Bildschirm. Es war nicht das Gleiche wie ein Besuch im Archiv mit dem Geruch der Akten und der Möglichkeit, diese einmal anzufassen, aber ich glaube, es war ein ganz guter Ersatz. Und im Oberseminar konnten diesmal auch die DoktorandInnen regelmäßig teilnehmen, die fern von München waren wie auch Gäste, die nicht extra nach München angereist wären.

Ich denke im Namen aller meiner Kolleginnen und Kollegen zu sprechen, wenn ich sage, wir haben alle versucht schwimmen zu lernen – und wir sind nicht untergegangen.

Prof. Dr. Michael Brenner

„Und es hat Zoom gemacht ...“ Ein wohl sehr passendes Zitat für dieses Sommersemester 2020. Bis zuletzt habe ich eigentlich nicht geglaubt, dass ich dieses Semester keinen Fuß in die Universität setzen würde. Doch nun ist die Vorlesungszeit vorbei und ich habe weder die Dozenten noch die Leute, die man notgedrungen und ganz plump über Zoom anschreiben musste, um irgendwie soziale Kontakte zu schließen, einmal persönlich zu Gesicht bekommen.

Das digitale Semester hat alle, Dozenten wie Studierende, vor eine große Herausforderung gestellt, allerdings haben sich aufgrund dessen auch Situationen ergeben, die man unter normalen Umständen so wohl nicht erlebt hätte: Von Sprechstunden mit Dozenten, die ihr Baby vor die Brust geschnallt hatten, bis hin zu Familienmitgliedern, die einfach mal mit in die Kamera geschaut und bei den Kommilitonen für Gelächter gesorgt haben. Trotz anfänglicher Skepsis hat alles in allem doch relativ gut funktioniert und sich inzwischen auch gut eingespielt. Für mich persönlich ergaben sich vor allem zeitliche und auch finanzielle Vorteile, da ich nicht in München wohne und mir somit drei Stunden Fahrzeit täglich sowie Geld für Benzin und Semesterticket gespart habe. Dennoch muss ich sagen, fehlen einem die persönlichen sozialen Kontakte, die die Vorlesungszeit doch durchaus versüßen und ich freue mich auf jeden Fall, wenn sich alles wieder normalisiert.

Abschließend noch ein Lob an die Dozenten, die ihre Online-Seminare abwechslungsreich und humorvoll gestaltet haben, Erklär-Videos und Podcasts gedreht und das Arbeitspensum, trotz gesparter Zeit, auf einem machbaren Level gehalten haben.

Gianna Zavattieri, Studentin

Das Corona-Semester „erwischte“ mich praktisch zeitgleich mit der Verhängung der Ausgangssperre und dem Beginn des Lockdowns: Am Montag, dem 23. März, sollte der Jiddisch-Intensivkurs beginnen, zwei Wochen lang, jeden Tag fünf bis sechs Unterrichtsstunden. 19 Anmeldungen lagen vor und ich freute mich sehr, endlich wieder einen Intensivkurs unterrichten zu können. Doch dann kam der 13. März: Präsenzlehre ist einzustellen! Die anfängliche Ratlosigkeit und Enttäuschung wichen jedoch bald der Neugierde und dem Tatendrang.

Das Jiddischland, in dem ich mich bewege, ist schon lange ein virtuelles. Ich rief meine Freundin Natalia Krynicka an, die in Paris in der Medem-Bibliothek arbeitet und von der ich wusste, dass sie schon öfters online-Kurse unterrichtet hatte. Ich fragte sie aus, ließ mich beraten und auch warnen, dass es sehr anstrengend werden würde. Wie bringe ich den Teilnehmern und Teilnehmerinnen am besten das Alphabet bei? Diese Frage konnte mir Natalia auch nicht beantworten, da sie so bisher nur Fortgeschrittene unterrichtet hatte. Zu diesem Zeitpunkt gab es seitens des Uni noch keine Hilfestellungen, keine Empfehlungen und auch keine Vorgaben. In den kom-

menden Tagen erkundete ich die mir bis dahin unbekanntem Funktionen von Skype, veranstaltete Probeunterricht mit meinen Söhnen, um alles auszuprobieren. Und das Alphabet? Ich habe mich in einem der Seminarräume vor die Tafel gestellt und mich von einem Kollegen mit dem Handy filmen lassen. Es entstanden zehn kleine Videoclips (die von nun an sicherlich jede Anfänger-Generation zu sehen bekommt).

Dann schrieb ich erneut eine E-Mail an die Studierenden: Haben Sie Lust auf ein Experiment? Alle sagten zu. Am 24. März, mit nur einem Tag Verspätung, ging es los. In der ersten Woche habe ich gefühlt 24 Stunden pro Tag am Rechner gesessen, denn alle Unterrichtsunterlagen mussten neu gedacht und gestaltet werden. Bereits in der ersten Stunde merkte ich, dass alles minutiös vorbereitet werden muss, da diese Unterrichtsform wenig Möglichkeit für Improvisation und Spontanität bietet. Sehr bald merkte ich aber auch, wie gut das Lehren und Lernen funktionierte. Alle – auch ich – waren erheblich konzentrierter, es gab weniger Ablenkung, die Aussprache konnte genauer geübt werden. Und ich konnte nun auch viel mehr Medien heranziehen. Bilder, Filme, Videoclips, Lieder und Internetlinks, die ich im Präsenzunterricht durchaus nutzte, waren nun leichter einsetzbar. Der Kurs fand jeden Vormittag für alle statt, am Nachmittag gab es eine zusätzliche Stunde in Kleingruppen. Von jeder Sitzung gab es eine Aufnahme, die nicht nur das Nachbereiten erleichterte, sondern auch denjenigen das Nacharbeiten ermöglichte, die nicht dabei sein konnten, weil sie beispielsweise technische Schwierigkeiten hatten.

Als ich mich am Freitag fürs Wochenende verabschieden wollte, kam aus dem Kreis der Teilnehmenden die Frage, ob es während des Corona-Lockdowns überhaupt noch Wochenenden gäbe ... Ja, auf Wunsch der Studierenden fand der Unterricht schließlich auch am Samstag und am Sonntag statt – alle hatten Zeit und Lust, sich nicht zu langweilen. Tatsächlich waren alle sehr fleißig – 176 Hausaufgaben habe ich während dieses Kurses korrigiert. Ob das so viel mehr als bei einem Präsenzkurs war, kann ich nicht sagen, aber weil nun alle Hausaufgaben in dem Hausaufgaben-Ordner gespeichert wurden, habe ich diese Zahl nun schwarz auf weiß...

Vielen Dank an alle Studierenden, die sich an meinem online-Lehre-Experiment beteiligt haben und es zu einer so lehrreichen und tollen Erfahrung gemacht haben!

Dr. Evita Wiecki

Immerhin einen Vorteil hatte die digitale Lehre in diesem Semester: Es ergaben sich in den Lehrveranstaltungen zuweilen recht persönliche Einblicke in das Leben der Kommilitonen und Kommilitoninnen: Wohnräume (gleichsam die dritte Haut des Menschen) waren zu sehen, manchmal auch das Frühstücksbrötchen oder Müsli, Kinder traten auf, die natürlich neugierig beobachteten, was da vor sich ging, mitunter hatten andere Familienmitglieder dringend etwas zu fragen oder zu sagen. Allerdings: einen ‚echten‘ Kontakt gab es nicht.

In meinem Jiddisch-Kurs, der als Intensivkurs für Anfänger in den Semesterferien im März begonnen hatte – etwa zeitgleich mit dem Inkrafttreten der ersten bayerischen „Lockdown“-Regelungen – und sich dann in einen regulären Kurs während des Sommersemesters verwandelte, ging es auch darüber hinaus persönlich zu: Man lernte zu sagen, wie man heißt, wo man wohnt, wie alt man ist, wie viele Geschwister man hat usw. Wichtige Vokabeln, gleich am Anfang, waren natürlich „die Gesichtsmaske“ (*di ponim-maske*) und „das Toilettenpapier“ (*dos asher-yotser-papir*); letzteres eignete sich hervorragend, um die Negation (*in di gevelbn iz nito keyn asher-yotser-papir*) und die Formulierung von Fragen (*vu gefint men asher-yotser papir!*) zu üben. Später benannten wir aus Übungsgründen unsere Lieblingsfarben und Essensvorlieben, berichteten von der Hobbygartenarbeit und den Wochenendaktivitäten und sagten, was wir machen würden, wenn wir dieser oder jener wären (z. B. der Präsident der USA), dieses oder jenes besäßen oder könnten (z. B. fliegen), und wie unsere Tage und unsere Urlaubspläne aussähen, wenn das Corona-Virus nicht da wäre; Fehler waren unvermeidbar, dabei wurde viel gelacht. So erfuhr man in den vier Monaten doch einiges über die anderen Kursteilnehmer und Kursteilnehmerinnen und auch über die Jiddisch-Lektorin.

„Leibhaftig“ gesehen haben wir uns über die vier Monate hin nicht, nur über den Bildschirm. Wäre so etwas im 19. Jahrhundert für einen Juden oder eine Jüdin im Shtetl vorstellbar gewesen? Gehört die ‚leibhaftige‘ Begegnung zum Kennenlernen bzw. zum Kennen des Anderen dazu oder reichen das Wort und die digitalen Einblicke? Man sieht zwar viel, aber wieviel erreicht man über den Bildschirm nicht? Könnte ich eine oder einen der Anderen auf der Straße wiedererkennen?

Adela Sophia Sabban, Studentin

Eine besondere Herausforderung stellte in diesem ersten digitalen Semester das Phänomen der schwarzen Bildschirme dar. Einige Studierende schalteten ihre Kameras nicht ein. Anstatt der Person konnten Lehrende und Kommilitonen nur einen schwarzen Bildschirm sehen. Die Gründe hierfür waren vielfältig: von der häuslichen Situation über eine problematische Internetverbindung bis hin zu datenrechtlichen Aspekten.

Ein Gastkommentar in der *Süddeutschen Zeitung* vom 6. Juni, der sich mit diesem Phänomen beschäftigte, sah darin eine tieferliegende Verweigerungshaltung und charakterisierte heutige Studierende als „Generation unsichtbar“. Tatsächlich gibt es Studierende, die ich nun ein ganzes Semester unterrichtet habe, auf der Straße aber nicht erkennen würde. Auch unter KollegInnen sorgte dieses Phänomen für viel Ärger und Verunsicherung. Es ist schwer genug, vor dem Bildschirm die Wirkung der eigenen Worte auf das Publikum einzuschätzen – doch ohne Bild wird dies geradewegs unmöglich.

Gleichzeitig stellte das Phänomen jedoch eine Chance dar: Mehr noch als bei Studierenden, die man im Blickfeld hat, musste man bei KursteilnehmerInnen ohne Kamera darauf achten, dass diese sich nicht komplett geistig (wenn nicht sogar physisch) aus der Diskussion verabschiedeten. Dies zwang die Lehrenden, noch mehr als in vorherigen Jahren darüber nachzudenken, wie die Kursteilnehmerinnen in regelmäßigen Abständen zur aktiven Rückmeldung bewegt werden konnten. Und gerade die digitale Lehre bietet hierfür vielfältige Möglichkeiten: Von digitalen Wänden, auf denen jede/r TeilnehmerIn ihre Erwartungen an die Sitzung notieren, über kurze Umfragen zu inhaltlichen Themen mittels digitaler Tools oder der Chatfunktion bis hin zu Breakout-Rooms, die Gruppendiskussionen ermöglichen – die Liste ließe sich beliebig verlängern. Und tatsächlich gibt es ja auch in der Präsenzlehre immer wieder Studierende, bei denen unklar ist, inwiefern sie dem Kursgeschehen überhaupt noch folgen. Die Herausforderung der schwarzen Bildschirme kann somit positive Effekte auch auf unsere – hoffentlich bald wieder mögliche – Präsenzlehre haben.

Dr. Daniel Mahla

Zunächst ist festzuhalten, dass im vergangenen Sommersemester die Umstellung auf die Online-Lehre am Historischen Seminar so wie allgemein an der LMU gut geklappt hat. Auch gegenüber dem Prüfungsausschuss des Historicums oder der

UB kann man sich nicht beklagen, es wurden großzügige Zugeständnisse für die Abgabefristen schriftlicher Arbeiten gemacht und die Bestände der Präsenzbibliotheken waren trotz anhaltender Beschränkungen schnell wieder zugänglich.

Andererseits habe ich dieses Semester – und beinahe alle Kommilitonen und Kommilitoninnen aus meinem Bekanntenkreis teilen diesen Eindruck – als vergleichsweise anstrengend und unbefriedigend empfunden. Das lag meiner Einschätzung nach weder an der digitalen Unerfahrenheit der Lehrenden noch an technischen Schwierigkeiten. An den Veranstaltungen, die ich belegt hatte, konnte ich problemlos teilnehmen. Auch auf der fachlichen Ebene war dieses Semester nicht weniger lehrreich als die vorausgegangenen. So waren in den Vorlesungen die mitgeschnittenen Präsentationen genauso bereichernd wie die sonst üblichen live-Vorträge.

Einen negativen Einfluss durch die Form der Lehre habe ich dagegen in den Seminaren und Übungen wahrgenommen. In den Zoom-Meetings meldeten sich noch weniger als im Seminarraum zu Wort, Diskussionen zwischen Teilnehmern waren eine Seltenheit. Sicherlich fehlte das Gefühl, sich tatsächlich zusammen in einem Raum aufzuhalten. Unter anderem das halte ich für das größte Defizit. Denn die letzten Monate habe ich vor allem das soziale Drumherum vermisst, das zum Studium nun doch dazugehört: Die ungezwungenen Gespräche vor und nach dem Seminar oder der Vorlesung mit den anderen Teilnehmern und Teilnehmerinnen – eventuell sogar eine Diskussion zur aktuellen Seminarsitzung. Das spontane Treffen mit Kommilitonen, besonders anderer Fächer, zur Mittagspause in der Mensa, die ja auch vorerst geschlossen wurde. In diesem Sinne hoffe ich, dass im kommenden Wintersemester zumindest kleinere Veranstaltungen wie Übungen und Seminare wie gewohnt stattfinden werden.

Thomas Kestler, Student

Das erste vollständig digitale Semester hat entgegen meiner ursprünglichen Skepsis sehr gut funktioniert. Das Ausprobieren neuer Lehrmethoden hat trotz gelegentlichen Frustes und einem erheblichen Mehraufwand viel Spaß gemacht und ich werde sicher in der Post-Corona-Zeit ebenfalls zunehmend digitale Tools in den Unterricht integrieren. Aber auch die Diskussion von Angesicht zu Angesicht, also derjenige Aspekt der universitären Lehre, von dem ich vermutet hatte, er würde

im virtuellen Raum in eine Totalkatastrophe führen, war lebhaft, spannend und anregend. In meiner Übung zum Werk Hannah Arendts reichte sogar häufig die vorgegebene Zeit von zwei Stunden nicht aus, weil so viele Studierende sich zu Wort meldeten und noch etwas zur Diskussion beitragen wollten.

Alles in allem also eine sehr erfrischende und schöne Erfahrung vor einem ernsten, ja todernsten Hintergrund. Auch wenn der Ausnahmezustand wohl bis auf weiteres andauern und es kein einfaches „back to normal“ geben wird, scheint es mir wichtig zu sein, zwar einen pragmatischen Umgang mit den notwendigen Einschränkungen zu finden, sich aber trotzdem nicht einfach an die neue „Normalität“ zu gewöhnen: Mit der ausschließlich digitalen Lehre geht (im Unterschied zur Einflechtung einzelner digitaler Elemente) ein wesentlicher Teil des akademischen Lebens verloren. Auch in der Lehre: Seminare sind ja nicht zuletzt ein sozialer Raum, in dem intellektuelle Begegnungen und Erfahrungen möglich sind, die über die Unterrichtsstunde hinauswirken. Im besten Fall sind Lehrveranstaltungen fester Bestandteil und Knotenpunkt einer intellektuellen Lebensform, die weit mehr ist als die Aneignung von Wissen und das Erlernen des wissenschaftlichen Handwerkzeugs. Insofern bleibt zu hoffen, dass die Gefährdungslage bald wieder Präsenzunterricht und ein ungezwungenes Campusleben zulässt. Bis es soweit ist, tun wir Lehrenden alles, um die gravierenden Folgen der Pandemie in unserem Tätigkeitsfeld so gut wie möglich abzufedern – und vielleicht sogar noch etwas mehr als das. *Dr. Philipp Lenhard*